

SCHALOM

ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN

NOV. 2025
NR. 97



Regierungspräsident Andreas Bothe
und Elisabeth Schulte-Huxel.

© privat

4

JÜDISCHE FRAUEN-
POWER HEUTE

8

JÜDISCHE FRAUEN-
RECHTLERINNEN
EINST

14

ERINNERUNGSKULTUR
IN RUANDA

17

NÜRNBERGER
PROZESSE

18

MARGARETE HOLZER

24

KINDERSEITE

UND MEHR...

Ehrungen für Elisabeth Schulte-Huxel

Nicht einmal, nein gleich zweimal wurde Elisabeth Schulte-Huxel im Frühjahr geehrt. Sie wurde mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet und erhielt den Ehrenamtspreis der Stadt Dorsten. Was sie in über 40 Jahren für das Museum und für die jüdische Geschichte Westfalens alles gemacht hat, können Sie auf S. 6 lesen.

מוזיאון יהודי
וסטפליה

Jüdisches
Museum
Westfalen

Was machen wir hier eigentlich?

Antisemitismus ist in den letzten Jahren noch sichtbarer in die Mitte der Gesellschaft gerückt. Juden*Jüdinnen haben Angst in Deutschland und überlegen sich ernsthaft auszuwandern. Die Zahl der antisemitisch motivierten Taten hat seit dem 7. Oktober 2023 um ein Vielfaches zugenommen, Gedenkstätten werden angegriffen, Gedenkorte geschändet. Offenbar war der Antisemitismus in den letzten 80 Jahren nur oberflächlich überdeckt. Man traute sich nicht, offen Hass und Hetze zu verbreiten. Doch jetzt, wo sich Rechts- und auch Linksextreme nicht mehr fürchten, ihre Parolen im Netz und auf der Straße herauszubrüllen, fallen reihenweise die Hemmungen. Wir müssen uns daher fragen, ob wir als Museen und Gedenkstätten das Richtige tun.

Zuerst würde ich den Adressat*innenkreis dieser Frage aber etwas weiter öffnen. Gesellschaft und Politik können sich nämlich nicht zurücklehnen und hoffen, dass Schulen, Gedenkstätten und Museen dieses gesamtgesellschaftliche Problem alleine aus der Welt schaffen, was ohnehin unrealistisch ist. So lange Gerichte antisemitische Straftaten immer noch als „Dummejungenstreiche“ oder als „nur israelfeindlich“ abtun, so lange eine als rechtsextremistisch eingestufte

Partei weiterhin im Bundestag die deutsche Politik mitbestimmen darf, so lange kann man auch nicht erwarten, dass die Situation in der breiten Bevölkerung besser wird. So lange selbst die ehemaligen Volksparteien Anstalten machen, das Asylrecht einzuschränken, ist es schwer, den Menschen einsichtig zu machen, dass Vorurteile und Stereotypen von sogenannten „Anderen“ als solche erkannt und bekämpft werden müssen.

Was können wir in den Museen tun? Vielleicht sollten wir den Besucher*innen verstärkt vor Augen führen, dass die allermeisten Täter*innen und By-stander*innen während der NS-Zeit Leute wie wir waren, dass es selbst in Zeiten arger politische Bedrängnis eine gewisse – wenn auch begrenzte – Handlungsfreiheit gab und gibt.

Unsere Erfahrungen mit Schulen zeigen, dass ein Museumsbesuch, besonders wenn er mit einem Projekt verbunden ist, durchaus einiges bewirken kann, aber ob das zu nachhaltigen Verhaltensveränderungen führt, liegt natürlich nicht mehr in unserer Hand. Mehr Arbeit auch mit Erwachsenen ist wünschenswert und in den letzten Jahren haben wir unsere Tätigkeit in der Erwachsenen-

bildung ausgeweitet. Im Jüdischen Museum Westfalen bieten wir seit zwei Jahren Workshops für Angehörige der Polizei an, hoffentlich bald auch solche für in der Justiz und Verwaltung Tätige.

Gleichzeitig versuchen wir mit unserer ersten Kooperationsvereinbarung mit einer Kita, auch den jüngsten Besucher*innen Werte wie Vielfalt, Toleranz und Respekt zu vermitteln. Das Thema Demokratie steht im Zentrum unserer neusten Ausstellung „Rafft euch Empor! Jüdische Aktivistinnen aus Westfalen der ersten Frauenbewegung“ (s. Artikel S. 8). Mit ihren vielen Mitmachstationen und Gegenwartsbezügen zeigt diese auch besonders an Schulen gerichtete Ausstellung, dass Rechte und Mitsprache keine Selbstverständlichkeiten sind, sondern erkämpft werden müssen und es auch Anstrengung bedarf sie zu bewahren. So versuchen wir, möglichst viele Menschen, Kinder und Erwachsene, mit unseren Programmen zu erreichen, sie für antisemitische und andere menschenverachtende Denkweisen zu sensibilisieren und ihnen zu helfen, ihre eigenen Vorurteile zu erkennen und abzubauen.

Kathrin Pieren

Spendenauf Ruf

Möchten Sie unsere Arbeit unterstützen?

Möchten Sie uns helfen, Projekte zur Stärkung des Demokratiebewusstseins bei Kindern zu entwickeln?

Möchten Sie ein vielfältiges Veranstaltungs- und Ausstellungsprogramm zu jüdischer Kultur fördern?

Möchten Sie mit uns einen Ort schaffen, wo aktuelle gesellschaftliche Fragen respektvoll diskutiert werden können?

Dann unterstützen Sie bitte das Jüdische Museum Westfalen mit einer Spende. Jeder Betrag ist willkommen.

Falls Sie einer geliebten Person eine einjährige Mitgliedschaft des Museums für 40 € schenken möchten, wenden Sie sich bitte an verwaltung@jmw-dorsten.de

Spendenkonto

IBAN: DE11 4265 0150 0010 0206 34

BIC: WELADED1REK
Sparkasse Vest Recklinghausen

Aus den Jüdischen Gemeinden



GELSENKIRCHEN

Wir gratulieren herzlich der Jugendgruppe „Chesed“ aus Gelsenkirchen zum Videopreis, den sie bei der diesjährigen Ausgabe des Jewurovision gewonnen hat. Der Jewurovision ist der größte Musik- und Tanzwettbewerb der jüdischen Jugendzentren in Deutschland und wird einmal im Jahr ausgetragen. Jede teilnehmende Jugendgruppe muss mit zwei Darbietungen vor einer Jury bestehen: einem Kurzfilm-Beitrag und einer Gesangstanz-Show auf der Bühne. Über den QR-Code geht es zum Youtube-Video:



BOCHUM-HERNE-HATTINGEN

Anlässlich des Feiertags Schawuot ist es üblich Käsekuchen zu backen. Dazu hatte die Gemeinde Alt und Jung, Frauen und Männer, Studierende, Kinder, Großeltern eingeladen und in zusammengewürfelten Teams wurden die verschiedensten Käsekuchen zubereitet. Während der Kuchen abkühlte, hatten alle viel Spaß bei einem Quiz. So geht gelungene Mehrgenerationen-Begegnung.

RECKLINGHAUSEN

Die Jüdische Kultusgemeinde Kreis Recklinghausen empfing im März Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland. Neben

einer Führung durch die Synagoge, Bibliothek und Seminarräume informierte sich Dr. Schuster auch über die Geschichte der Gemeinde, die Arbeit der Stadt gegen Antisemitismus und gegenwärtige Erinnerungskultur. Zuvor war Dr. Josef Schuster auch im Jüdischen Museum Westfalen zu Gast gewesen und hatte sich in das „Goldene Buch“ der Stadt Dorsten eingetragen.

RHEIN-RUHR

Vom 23. bis 30. Juni 2025 fand die sechste Ausgabe der Jüdischen Kulturtag Rhein-Ruhr statt. In über 80 Veranstaltungen kam es zu inspirierenden Begegnungen. Es wurde einiges geboten: Musik, Lesungen, Vorträge, Workshops, Kulinarik – denn das Thema des Festivals lautete „Mit allen Sinnen“.

„Frauen kämpfen auch heute noch mit struktureller Benachteiligung“

Interview mit Ricarda Theiss,
Leiterin des Fachbereichs Frauen (ZWST)

Schalom: Der Fachbereich Frauen in der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V. besteht nun seit ein paar Jahren. Was hat den Anstoß gegeben, einen solchen Fachbereich einzurichten und was will der Fachbereich erreichen?

Ricarda Theiss: Der Fachbereich Frauen innerhalb der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) besteht bereits seit zwei Jahren, doch die Auseinandersetzung mit frauenspezifischen Themen ist keineswegs neu. Schon seit der Gründung der ZWST – getragen von Pionierinnen wie Bertha Pappenheim – prägen die Perspektiven von Frauen die inhaltliche Arbeit und das soziale Engagement der Organisation.

Das Alltagserleben von Frauen ist noch immer von Ungleichheiten geprägt, die Einführung eines spezialisierten Frauenbereichs bei der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) ist somit von entscheidender Bedeutung und stellt die Herausforderungen, mit denen Frauen in Bezug auf ihren Körper und ihre Gesundheit konfrontiert sind, in den Fokus.

Ziel ist es, vorhandene Strukturen zu stärken, neue Impulse zu setzen und ein Forum für genderinklusive Themen zu schaffen. So verbinden sich bestehende Programme mit neuen Workshopformaten und Veranstaltungen, die verschiedene Lebensrealitäten von Frauen in den Blick nehmen.

Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf dem Themenfeld Frauengesundheit, das von Krebsvorsorge und Menopause über Fragen zu Körperbildern und Sexualität reicht. Daneben beschäftigen wir uns mit Krisenintervention, der Verschränkung von Antisemitismus

und Antifeminismus sowie mit beratenden Angeboten rund um Schwangerschaft, Geburt und Mutterschaft.

Alle Formate werden von erfahrenen Expertinnen entwickelt und vermittelt. Sie richten sich gleichermaßen an Gemeindemitglieder wie auch an hauptamtliche Fachkräfte, die so gezielt fort- und weitergebildet werden. So versteht sich der Fachbereich Frauen als Plattform, die vorhandenes Engagement sichtbar macht, neue Perspektiven eröffnet und die jüdischen Gemeinden darin unterstützt, gendersensibel und zukunftsorientiert zu arbeiten.

Bereits in der ersten Frauenbewegung haben sich Aktivistinnen auch für die Gleichberechtigung in der Medizin eingesetzt. Seitdem hat sich vieles verändert, aber noch immer basiert medizinisches Vorgehen vor allem auf männ-

lichen Körpern. Welche Gesundheitsthemen beschäftigen Frauen heute und welche Angebote bietet der Fachbereich Frauen dazu?

Das Alltagserleben von Frauen ist noch immer von Ungleichheiten geprägt. Frauen kämpfen im Gesundheitssystem auch heute noch mit struktureller Benachteiligung, etwa in der mangelnden Erforschung frauenspezifischer Krankheiten und der oft verspäteten Diagnosestellung. Hinzu kommt, dass unbezahlte Care-Arbeit in der Familie, wie Kinderbetreuung oder Pflege von Angehörigen, überwiegend auf Frauen lastet und somit ihre eigene Gesundheit sowie ihre beruflichen Chancen belastet. Antisemitismus prägt zusätzlich die Lebensrealität jüdischer Frauen im Alltag, die antisemitischer Gewalt in Form von Chiffren und strukturell ausgesetzt sind. Diese verschränkt sich zudem mit anderen Diskriminierungsformen wie bspw. antifeministischer Gewalt und Sexismus.

In ihrem Alltag müssen Frauen häufig zwischen Erwerbstätigkeit, Sorgearbeit und eigenen gesundheitlichen Bedürfnissen balancieren und geraten dadurch unter dauerhaften Druck. Dieses Zusammenspiel von Geschlechterrollen, Antisemitismus und ungleicher Verteilung von Arbeit verdeutlicht, wie stark Frauen im Gesundheitssystem und in der Gesellschaft mehrfach belastet sind. Der Fachbereich hat sich daher folgende Ziele gesetzt:

- Schaffung einer inklusiven und stärkenden Umgebung für Frauen.
- Bereitstellung von Ressourcen und Unterstützung für persönliche, berufliche Entwicklung.
- Förderung der Vernetzung und Zusammenarbeit unter Frauen.



Ricarda Theiss,
Leiterin des
Fachbereichs Frauen
© Rosa Sadnik



**Auftaktveranstaltung
Fachbereich Frauen 2024**

© Rosa Sadnik



**Auftaktveranstaltung
Fachbereich Frauen 2024**

© Rosa Sadnik

- Adressierung und Überwindung spezifischer Herausforderungen, denen Frauen gegenüberstehen.
- Aufklärung und Information über weibliche Gesundheit und Anatomie.
- Bereitstellung von wissenschaftlich fundierten Erkenntnissen und medizinischem Wissen.
- Dekonstruktion von Mythen und Klischees über den weiblichen Körper.
- Empowerment von Frauen in verschiedenen Lebensphasen, insbesondere während der Wechseljahre.

Unsere konkreten Angebote sind breit gefächert, so finden sich unter dem Fachbereich Frauen Angebote für schwangere Frauen und werdende Eltern durch Angebote von Hebammen und Stillberaterinnen, wir arbeiten aber auch mit Psychologinnen zusammen zum Thema Kriseninterventionen und bieten hier gezielt Angebote an.

Mit Fachexpertinnen und Fachärztinnen bieten wir in regelmäßigen Intervallen Veranstaltungen zum Thema Krebsvorsorge an bspw. Brustkrebsvorsorge und allgemeine Informationen zu gynäkologischen Vorsorgeuntersuchungen und der Anatomie der Frau. Darüber hinaus

gibt es hier in Frankfurt, angebunden an die Uniklinik, das erste Herzzentrum spezifisch für Frauen. Gemeinsam mit der Leitung des Herzzentrums Dr. Lena Seegers werden wir zu unserer II. Auftaktveranstaltung des Fachbereichs im November einen Impulsvortrag zum Thema „Frauenherzen schlagen anders“ hören.

Darüber hinaus bieten wir Vorträge im Umgang mit antisemitischer Gewalt in Kooperation mit dem Kompetenzzentrum für antisemitismuskritische Forschung und Bildung (KOAS) sowie Saferspaces von OFEK e.V., Beratungsstelle im Umgang mit antisemitischer Gewalt und Diskriminierung an, für die ich das Bildungsprojekt „EDU – antisemitismuskritische Bildungsformate aus der Betroffenenperspektive“ koordiniere.

Mit welchen Themen außer der Gesundheitsvorsorge beschäftigt sich der Fachbereich Frauen und wo kann ich mich über Angebote informieren?

Der Fachbereich Frauen beschäftigt sich neben der Gesundheitsvorsorge mit einem ganzheitlichen, genderinklusiven Ansatz zu frauenspezifischen Fragestellungen. Dabei umfasst das Angebot vielfältige Themenbereiche, wie die Bewältigung überfordernder Gefühle, durch eine wöchentliche Hotline jeden Donnerstag, sowie Austausch- und Vernetzungs-

abende für Frauen jeden Alters. Zudem werden Geburtsvorbereitungskurse angeboten sowie Workshops zur weiblichen Sexualität unter dem Titel „Weibliche Sexualität als Quelle der Resilienz“ mit einer Psychologin und Sexualtherapeutin.

Der Fachbereich unterstützt Frauen insbesondere auch bei den vielfältigen Belastungen des Alltags, die häufig durch Care-Arbeit, Haushalt sowie beruflichen Druck entstehen. Frauen übernehmen oft Pflegeverantwortung für Angehörige und müssen gleichzeitig am Arbeitsplatz mehr leisten, um gleiche Positionen wie ihre männlichen Kollegen zu erreichen. Diese Mehrfachbelastungen haben direkte und indirekte Auswirkungen auf den Körper, vor allem durch Stress, der als erhebliches Gesundheitsrisiko gilt, daher bieten wir in regelmäßigen Abständen Austausch- und Themenabende an.

Das Angebot des Fachbereichs ist somit weit gefasst: Es umfasst nicht nur Gesundheitsvorsorge, sondern auch psychosoziale Unterstützung, Vernetzung, Bildung, Empowerment und Stressbewältigung. Informations- und Beratungsangebote sind über die Hotline, die Vernetzungsabende sowie spezifische Kurse, Vorträge und Workshops zugänglich.

Fragen: Ayleen Winkler

Zweimal hoch!

Vorstandsvorsitzende Elisabeth Schulte-Huxel
zweifach für ihr Lebenswerk geehrt



Ehre wem Ehre gebührt: Gleich zweimal wurde unser Gründungs- und langjähriges Vorstandsmitglied Elisabeth Schulte-Huxel dieses Jahr geehrt. Am 9. Mai 2025 wurde sie im Rahmen der städtischen Ehrenamts gala mit dem Dorstener Ehrenamtspreis für ihr Lebenswerk ausgezeichnet. Die Preisträgerin wurde nach einer Laudatio von Landrat Bodo Klimpel in der vollen Aula der St. Ursula Realschule mit „standing ovations“ bedacht. Die Jury war beeindruckt von ihrem jahrzehntelangen Einsatz und ihrem außerordentlichen Engagement für das Jüdische Museum Westfalen.

Ebenfalls beeindruckt von ihrem Engagement war man auch in Berlin. Am 24. Juli 2025 wurde Frau Schulte-Huxel das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen. Regierungspräsident Andreas Bothe überreichte ihr das Verdienstkreuz im Namen von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier in einer schönen und lockeren Atmosphäre in der Gegenwart von Familienmitgliedern, Freund*innen und Mitstreiter*innen.

Bereits lange vor Eröffnung des Jüdischen Museums, nämlich seit 1982, ist Frau Schulte-Huxel aktives Mitglied der Geschichtswerkstatt „Dorsten unterm Hakenkreuz“. Seit 1987 ist sie Vorstandsmitglied im Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dieser ging aus der Geschichtswerkstatt hervor und eröffnete als Trägerverein 1992 das Jüdische Museum Westfalen. Während vieler Jahre hat Elisabeth Schulte-Huxel als zweite Vorsitzende die Geschicke des Museums geleitet, seit letztem Frühjahr ist sie dessen Erste Vorsitzende.

In all den Jahren ihrer Vereinstätigkeit hat sich Frau Schulte-Huxel um die jüdische Geschichte Dorstens und Westfalens verdient gemacht. Sie hat zahlreiche familien- und lokalhistorische Forschungen betrieben und unterhält

bis heute gute Kontakte zu ehemaligen Dorstener*innen, die aus Deutschland ausgewandert oder geflohen sind sowie deren Nachkommen. Sie hat größere Ausstellungs- und Publikationsprojekte initiiert und darin mitgewirkt. Exemplarisch seien genannt das Buch „Mein liebes Ilsekind“ (2013), die Lebensgeschichte der Elise Reifeisen-Hallin (geborene Ilse Reifeisen), welche mit dem Kindertransport nach Schweden flüchten konnte, sowie das Projekt „Heimatkunde. Westfälische Juden und ihre Nachbarn“ (2011-2014) und die Publikation „From Dorsten to Chicago. Lectures and contributions of the Eisendrath Family Reunion“ (2012).

Elisabeth Schulte-Huxel hat auch die Dorstener Stolpersteine kontinuierlich betreut. Zudem hat sie Initiativen geleitet für die erfolgreiche Benennung von Dorstener Straßen nach jüdischen Familien. Eine weitere ihrer erfolgreichen Kampagnen führte zur Restaurierung der ältesten Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof Hasselbecke (2000-2001), zu dem sie auch einen Leitfaden mitverfasst hat. Für den Trägerverein hat Frau Schulte-Huxel zahlreiche Studienreisen organisiert.

In ihrer Dankesrede für das Bundesverdienstkreuz sagte sie:

„Ich fühle mich sehr geehrt und bin dankbar für die besondere Auszeichnung, vor allem aber, weil unser Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und der Ministerpräsident Hendrik Wüst mit dieser Ehrung ja die dahinterstehende Idee und Zielsetzung eines langjährigen Einsatzes für eine lebendige Demokratie, für Menschenrechte, für Toleranz auszeichnen. Mein Anliegen war immer, menschenverachtende Denksweisen und Vorurteile oder fremdenfeindlich motivierte Diskriminierung zu bekämpfen. Wichtig ist, glaube ich, für uns alle, dass wir immer deutlich Nein sagen zu Antisemitismus, Ausgrenzung, Rassismus von links oder rechts. Wir sind alle bestrebt, uns am Ausbau einer friedlichen und humanen Gesellschaft aktiv zu beteiligen. Daher müssen wir uns weiter einsetzen für Respekt, Menschlichkeit, Dialog und Zivilcourage.“

Team und Vorstand des Jüdischen Museums danken ihr für ihren unermüdbaren Einsatz und ihr Engagement.

Kathrin Pieren



Landrat Bodo Klimpel, Elisabeth Schulte-Huxel, Bürgermeister Tobias Stockhoff (v.l.)

© Guido Bludau

**Paul Schulte-Huxel, Bürgermeister
Tobias Stockhoff, Elisabeth Schulte-Huxel, Regierungspräsident
Andreas Bothe, Museumsleiterin
Dr. Kathrin Pieren (v.l.)** © Ralph Gorksi

Jüdinnen in der ersten Frauenbewegung? Keine Seltenheit.

Am 12. Oktober 2025 eröffnete das Jüdische Museum Westfalen die Ausstellung „Rafft Euch empor! Jüdische Aktivistinnen aus Westfalen in der ersten Frauenbewegung“. Als studentische Praktikantin habe ich an der Entwicklung der Ausstellung mitgewirkt: Ich habe historische Sekundärliteratur durchforstet, mehrere Archive besucht, Ausstellungstexte verfasst, nach Ausstellungsobjekten gesucht... Und natürlich habe ich meinem Umfeld ganz begeistert von dieser Arbeit erzählt. Einige Male folgte darauf die Rückfrage, ob denn viele Jüdinnen in der ersten Frauenbewegung aktiv waren. Und die Antwort ist sehr eindeutig: Ja.

Laut der Erziehungswissenschaftlerin und Historikerin Sabine Toppe waren ein Drittel aller Frauenrechtlerinnen im Deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik Jüdinnen – und das, obwohl Juden*Jüdinnen nur etwa 1 % der deutschen Bevölkerung ausmachten. Jüdinnen waren also deutlich überproportional in der ersten Frauenbewegung vertreten. Warum war das so?

Zum einen sind die Hintergründe demografischer Natur: Im Laufe des 19. Jahrhunderts stiegen Juden*Jüdinnen in Deutschland von einer Gruppe, die größtenteils der Unterschicht angehörte, zu einer mehrheitlich bürgerlichen Bevölkerungsgruppe auf. Anders als in den Nachbarländern war die soziale und rechtliche Gleichstellung nämlich an die Voraussetzung geknüpft, sich an deutsche Werte und Normen anzupassen. Und diese Werte und Normen folgten einem bürgerlichen Ideal. Um die Emanzipation zu erreichen, mussten Juden*Jüdinnen also bürgerliche Denk- und Verhaltensweisen übernehmen. 1871, als das Deutsche Kaiserreich gegründet wurde, erhielten sie dann die rechtliche Gleichstellung. In Verbindung mit neuen beruflichen Möglichkeiten, die die Industrialisierung mit sich brachte, vollzog sich der soziale Aufstieg nun noch schneller.



Bertha Pappenheim (1882)

© Wikimedia Commons

So kam es, dass die meisten jüdischen Frauen im Kaiserreich wirtschaftlich gut situiert waren. Sie mussten nicht durch Lohnarbeit zum Familieneinkommen beitragen und konnten sich Haushaltshilfen und Haushaltsgeräte leisten. Dadurch hatten sie Zeit für soziales Engagement außerhalb des Hauses. Als erste religiöse Gruppe Deutschlands, die Geburtenkontrolle praktizierte, waren sie außerdem weniger durch Schwangerschaft, Geburt und Kindererziehung eingespannt als andere Bevölkerungsgruppen.

Ein weiterer demografischer Faktor ist die Tatsache, dass die meisten Juden*Jüdinnen in Städten lebten. Da sich die erste Frauenbewegung vor allem in Städten formierte, waren sie in nächster Nähe des Geschehens.

Neben demografischen Gründen spielt auch die jüdische Religion eine Rolle: Die „Zedaka“, ein jüdisches Gebot, schreibt vor, dass arme Menschen ein Anrecht auf Hilfeleistungen von wohlhabenden Menschen haben. Davon ausgehend entwickelte sich soziales Engagement zu einem festen Bestandteil des religiösen jüdischen Lebens – sowohl für Männer als auch für Frauen. Für jüdische Frauen war soziales Engagement aber besonders attraktiv, denn es bot ihnen einen Ausweg aus der häuslichen

Sphäre, ohne dass sie die vorherrschenden Geschlechterideale herausfordern mussten. 1892 soll es im Kaiserreich über 600 von Jüdinnen geleitete oder mitgestaltete Wohltätigkeitsvereine gegeben haben. Von da aus war es kein weiter Weg zum Engagement für Frauenrechte. Mentalität und Gewohnheit, sich für gute Zwecke einzusetzen, sowie organisierte Strukturen lagen bereits vor.

1904 gründeten Bertha Pappenheim und Sidonie Werner dann zur Bündelung der jüdischen Frauenvereine den Jüdischen Frauenbund. Dieser versuchte, die Stärkung der Position der Frau in der jüdischen Gemeinde mit der Emanzipation der Frau in Deutschland zu verbinden. Viele Jüdinnen fanden über den Jüdischen Frauenbund in die Frauenbewegung hinein, was – so Marion A. Kaplan – nicht zuletzt an der charismatischen Persönlichkeit Bertha Pappenheims lag.

Es gab aber auch viele Jüdinnen, insbesondere säkulare Jüdinnen, die außerhalb jüdischer Vereine für Frauenrechte kämpften. Ebenso wie ihre nicht-jüdischen Mitstreiterinnen setzten sie sich für bessere Bildungschancen, Arbeiter*innenrechte, das Wahlrecht und Frauengesundheit ein. Manche gehörten dem gemäßigten Spektrum der Bewegung an, andere dem radikalen, manche identifizierten sich mit ihrem jüdischen Hintergrund, andere weniger. Sie alle waren aber zunehmend mit Antisemitismus konfrontiert. Und trotzdem kämpften sie mutig weiter, prägten die Frauenbewegung und erzielten wichtige Errungenschaften für Frauen in Deutschland.

Die erste Frauenbewegung ist also nicht ohne Jüdinnen zu denken. Trotzdem gehen sie in Erzählungen über die Frauenbewegung häufig unter. Die Ausstellung des Jüdischen Museums rückt nun neun jüdische Aktivistinnen in den Fokus. Sie kamen alle aus Westfalen und haben auf ganz unterschiedliche Art und Weise für Frauenrechte

LITERATUR

Kaplan, Marion A.: Die jüdische Frauenbewegung in Deutschland. Organisation und Ziele des Jüdischen Frauenbundes 1904-1938, Hamburg 1981.

Lässig, Simone: Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg, Göttingen 2004.
Loth, Heinz-Jürgen: Armut/Reichtum: Judentum, in: Ethik der Weltreligionen: Ein Handbuch, Darmstadt 2005.

Rürup, Miriam: Demographie und soziale Strukturen, in: Hamburger Schlüsseldokumente zur deutsch-jüdischen Geschichte, 22.09.2016, DOI: <https://dx.doi.org/10.23691/jgo:article-224.de.v1>, zuletzt aufgerufen am: 13.10.2025.

Rürup, Miriam: Jüdisches Leben in Deutschland vor 1945. 19. Jahrhundert, in: bpb.de (2022), online: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/izpb/juedisches-leben/504517/19-jahrhundert/>, zuletzt aufgerufen am: 13.10.2025.

Toppe, Sabine: Zur Rolle jüdischer Frauen in der Entwicklung Sozialer Arbeit als (Frauen-) Beruf, in: Digitales Deutsches Frauenarchiv (2024), URL: <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/zur-rolle-juedischer-frauen-der-entwicklung-sozialer-arbeit-als-frauen-beruf>, zuletzt aufgerufen am: 13.10.2025.

gekämpft – von der Automobilindustrie über Gedichte und Kleidung bis hin zum § 218. Die Frauen werden nicht nur vorgestellt, sie sind auch in künstlerischer Interpretation von Studierenden der Hochschule Bielefeld zu sehen. Kommt vorbei und lasst euch inspirieren!

Dalia Diepa Glauer

Ausstellung im JMW

Noch bis zum 12. April 2026 ist die Ausstellung „Rafft Euch empor! Jüdische Aktivistinnen aus Westfalen in der ersten Frauenbewegung“ im Jüdischen Museum Westfalen zu sehen. Die Ausstellung wurde in Kooperation mit der Hochschule Bielefeld entwickelt.

Ein Deutscher Meister im Jüdischen Museum: Der Nachlass Erich Gottschalk

Bochum ist Deutscher Fußballmeister! Ein Traum? Nein: 1938 führte Erich Gottschalk den Schild Bochum zur Meisterschaft – allerdings nicht im Deutschen Fußball-Bund, sondern im jüdischen Sportbund Schild.

Ein Teilnachlass von Erich Gottschalk befindet sich schon seit längerer Zeit als Dauerleihgabe im Jüdischen Museum Westfalen. Nun hat sich Paul van de Vooren, Neffe von Erich Gottschalk und Besitzer des Nachlasses, entschieden,

die Unterlagen und Fotos dauerhaft als Schenkung dem Museum zu überlassen. Unsere Sammlung gewinnt damit einen wichtigen Bestand mit Quellen nicht nur zur Verfolgungsgeschichte Erich Gottschalks, sondern auch zur jüdisch-deutschen Fußballgeschichte.



**Erich Gottschalk,
TuS Bochum, 1918**

© JMW

Der Fußball begann sich Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland zu etablieren und erhielt 1900 mit der Gründung des Deutschen Fußball-Bundes erstmals einen übergeordneten Verband. Mit der Zunahme antisemitischer Tendenzen in der Weimarer Republik entstanden auch erste jüdische Fußballklubs. So auch in Bochum: 1924 verweigerte der Westdeutsche Spielverband (WSV) dem jüdischen Fußballverein Hakoah Essen die Aufnahme. Vorsitzender des WSV war zu dieser Zeit Constans Jersch, gleichzeitig Präsident des TuS 48 Bochum – des Vereins, in dem auch Erich Gottschalk spielte. Als ein Jahr später der Hakoah Bochum gegründet wurde, gehörte Erich Gottschalk zu den Gründungsmitgliedern.



**Erich Gottschalk nach
einem Spiel, 1922**

© JMW

Schon ab 1933 schlossen die meisten Fußballklubs ihre jüdischen Mitglieder aus. In der Folge wuchs die Zahl jüdischer Klubs stark an. Die Möglichkeiten für Training und Spiele waren jedoch aufgrund antisemitischer Regelungen enorm eingeschränkt. Doch als Ende des Jahres internationale Drohungen zunahmen, die Olympischen Spiele 1936 in Berlin aufgrund der antisemitischen Politik zu boykottieren, erlaubte der Reichssportführer die Nutzung öffentlicher Sportplätze und die Einrichtung jüdischer Verbände.

Es entstanden zwei konkurrierende Verbände: Der Deutsche Makkabikreis war zionistisch orientiert, wohingegen der Sportbund Schild des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten sich vor allem an deutsch-national orientierte Spieler richtete. In eben jenem Verband führte Erich Gottschalk als Mannschaftskapitän den Schild Bochum – der Hakoah Bochum war 1933 umbenannt worden – im Juni 1938 zur Deutschen Meisterschaft. Es



Erich Gottschalk, Hakoah Bochum, 1928

© JMW

war die letzte jüdische Fußballmeisterschaft, die in Deutschland stattfand.

Für Erich Gottschalk begann nach den Novemberpogromen 1938 der Über-

lebenskampf: Nach einer Internierung im KZ Sachsenhausen floh er mit seiner Frau Rosa und seinen Eltern Ende 1938 in die Niederlande. 1940 wurde die Familie im Lager Westerbork interniert,

wo 1941 Tochter Renee zur Welt kam. Bei der Deportation nach Auschwitz Ende 1944 wurde die Familie getrennt. Erich Gottschalk gelang bei einem Todesmarsch die Flucht, eine polnische Bauernfamilie versteckte ihn bis zur Befreiung durch die Rote Armee. Erst bei seiner Rückkehr in die Niederlande erfuhr er, dass er der einzige Überlebende seiner Familie war.

1961 heiratete Erich Gottschalk Hendrika Jakoba van de Vooren. Seine neue Familie mochte seine Erzählungen über die Deutsche Meisterschaft lange nicht glauben und auch in der deutschen Gesellschaft war der Schild Bochum lange vergessen. Heute erinnert in Bochum der Erich-Gottschalk-Platz an den Schoa-Überlebenden und Deutschen Meister. Auch in unserer Dauerausstellung ist die Biografie Erich Gottschalks präsent – und nun auch dauerhaft in unserer Sammlung.



Erich Gottschalk (rechts) mit Ehefrau, Tochter, Bruder und Schwägerin in Westerbork.

© JMW

Ayleen Winkler

Mission Museum

Escape Room zu Traditionen und Festen

„Das Schofar wurde geklaut. Wann wird es gespielt?“ - Nein, dies ist nicht der Beginn eines Kriminalfalls. So wurden die mutigen Spieler*innen des Escape Rooms in den Sommerferien im Museum empfangen.

Aber: Fangen wir vorne an. Was ist überhaupt ein Escape Room und wieso stand er im Museum? Ein Escape Room ist ein Spiel, eine Art live Erlebnis, bei dem Personen gemeinsam in einem Raum zusammenkommen, wahlweise eingesperrt werden und verschiedene Rätsel lösen müssen, um aus dem Raum wieder „entfliehen“ zu können. Der Raum wird thematisch dekoriert und verschiedene versteckte Hinweise, Gegenstände und Schlösser müssen durch logisches Denken und Geschick miteinander in Verbindung gebracht werden. Am Ende kann, wer alle Hinweise richtig zusammengesetzt hat, dann das Haupträtsel lösen bzw. den richtigen Zahlencode eingeben und den Raum wieder verlassen.

Der Escape Room, den wir im Museum aufgebaut hatten, war von Jugendlichen entwickelt worden und trug den Titel „Mission Museum“. In den Osterferien haben wir in Kooperation mit der Stadtbücherei Dorsten einen Workshop mit Jugendlichen durchgeführt, die sich zunächst mit den Themen unserer Ausstellung auseinandergesetzt hatten. Sie lernten Feste und Feiertage kennen, die hebräische Schrift und die jüdischen Speisegesetze. Anschließend mussten sie verschiedene Mini-Rätsel lösen und näherten sich so spielerisch dem Thema Escape Room an. Die Jugendlichen erarbeiteten sich im weiteren Verlauf gemeinsam mit der Medienpädagogin der Stadtbücherei und der Museumspädagogin die Anforderungen zu Gestaltung und Aufbau eines Escape Rooms.

Am zweiten Tag ging es dann endlich an die Hauptaufgabe für die Jugendlichen: Erst dachten wir uns alle gemeinsam eine Rahmenhandlung aus. Das Motto unseres Raums lautete „Mission Museum“ und die Hintergrundhandlung war, dass ein Schofar aus der Ausstel-

lung entwendet worden war. Die Aufgabe für alle Spieler*innen sollte sein, das Schofar wiederzufinden. Nachdem diese Rahmenhandlung feststand, wurden allein oder in Kleingruppen Rätsel entwickelt. Hier waren der Kreativität keine Grenzen gesetzt. Einzige Vorgabe war, dass die Rätsel und auch die Rahmenhandlung einen Bezug zum Judentum und Museum haben sollten. Nachdem alle Rätsel in der Gruppe vorgestellt worden waren, musste noch eine logische Abfolge der Rätsel beschlossen und an einigen Stellschrauben gedreht werden. Jedes Rätsel ergab eine Ziffer, die am Ende benötigt wurde, um die Truhe zu öffnen, in der sich das gestohlene Schofar befand. Die Gestaltung des Raums übernahmen die Kolleginnen aus Bücherei und Museum anschließend nach Ideen der Jugendlichen.

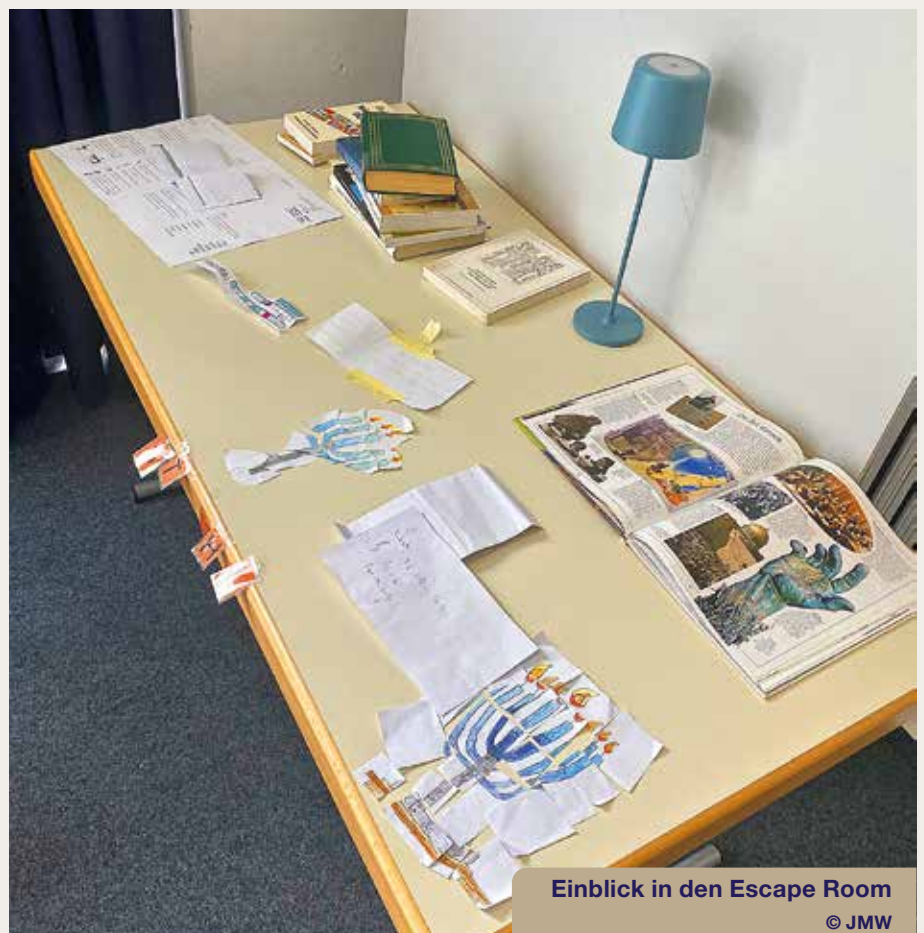
Der Escape Room konnte in den Sommerferien zunächst drei Wochen

ESCAPE ROOM

Der Escape Room ist portabel und nachhaltig konstruiert, so dass die Materialien entliehen werden können und der Escape Room an jedem Ort aufgebaut und gespielt werden kann. Rückfragen an: fiedler@jmw-dorsten.de

im Museum und anschließend in der Stadtbücherei gespielt werden. Er fand nicht nur bei Jugendlichen selbst viel Zuspruch, sondern wurde ebenfalls von Erwachsenen gespielt und auch Radio Vest berichtete darüber. Zum Glück konnten alle Teilnehmenden am Ende das Schofar finden und den Raum wieder verlassen (der übrigens auch zu keiner Zeit wirklich abgeschlossen war).

Mareike Fiedler



Einblick in den Escape Room

Irritationen durch eine „blaßblaue Frauenschrift“

Manchmal stapeln sich die lesenswerten Bücher. Zum Beispiel Colum McCann, Apeirogon (rororo tb): Zwei Väter, ein Israeli, ein Palästinenser, verlieren im Nahostkonflikt ihre Töchter und setzen sich dennoch für Frieden und Versöhnung ein, von dem irischen Schriftsteller gestaltet in einem raffinierten Geflecht mit Rückblenden und Symbolbezügen, wie es Thema und Titel gebührt. – Oder Nadine Olonetzky, Wo geht das Licht hin, wenn der Tag vergangen ist (S. Fischer): Der 15-jährigen Tochter hat der Vater nur ein einziges Mal erzählt, was ihm und seiner Familie während der Schoa geschah. Jahrzehnte später erschließt die Schweizer Autorin mühsam, was der Vater verschwieg. – Ganz neu Ayelet Gundar-Goshen, Ungebetene Gäste (Kein & Aber): Die israelische Autorin und Psychologin entwickelt aus der Spannung zwischen Juden*Jüdinnen und Araber*innen in der israelischen Gesellschaft ein Psycho-drama zwischen Schuld und Verantwortung, Rassismus und Sprachlosigkeit.

Ganz oben auf dem Stapel aber Franz Werfels Novelle von 1940, während der Emigration in Sanary-sur-Mer und Lourdes entstanden. Der Sohn eines jüdischen Kaufmanns, 1890 in Prag geboren, emigriert 1938 nach Frankreich, zwei Jahre später in die USA. Die Erstausgabe „Eine blaßblaue Frauenschrift“ erscheint 1941 in Buenos Aires, eine neue Ausgabe von 2016 liegt z.Zt. bereits in 4. Auflage vor. Auf den Punkt gebracht, handelt es sich um das Psychogramm eines Opportunisten und damit eines allgegenwärtigen Menschentypus. Das literarische Exempel ist Leonidas, Leon genannt, Sohn eines „dürftigen Gymnasiallehrers“. Als armer Student hat er von einem „intelligenten Israeliten“ einen Frack erbt, und der verhilft ihm in der „staunenswerten Welt“ jener Zeit zu einem unerwarteten Aufstieg, macht ihn zu einem „ausgemachten Götterliebhaber“, kein Wunder, dass es ihm auch gelingt, Amelie, die reichste Erbin Wiens zu erobern bzw. von ihr erobert zu werden.

Im „Vollbewusstsein des eigenen Lebenserfolges“ feiert Leon, inzwischen Sektionschef im Ministerium für Kultus

und Unterricht, seinen 50. Geburtstag, da findet sich unter den Glückwunschbriefen jener mit der dem Adressaten bekannten weiblichen Schrift in blaßblauer Tinte. Dergleichen erscheint uns heute als aus der Zeit gefallen: ein „richtiger“ Brief anstelle von Mails oder WhatsApp, eine individuelle Handschrift statt typisierter Druckbuchstaben, Tinte statt Kugelschreiber. Den Protagonisten konfrontiert er mit einer „platten Jugendeseele“, einer Affäre nach dreijähriger Ehe mit der schönen und klugen Jüdin Vera und einem früheren Brief von ihr, den er, ohne ihn zu lesen, zerriss. In dem jetzigen Schreiben bittet Vera um Hilfe für einen jungen Mann, woraus Leon pfeilscharf schließt, es könne sich nur um seinen Sohn handeln und damit auch um einen „in hohem Maße israelitischen Jüngling“. Der Autor lässt den „geschulten Beamten“ in einem inneren Monolog seinen Ehebruch darstellen, Gelegenheit auch zu einer hervorragenden und originellen Vermittlung der Vorgeschichte: Vera war Leon nämlich schon bekannt, als der damals noch mittellose Student ihren Bruder unterrichtete, unter den Augen ihres Vaters, eines „intellektuellen Israeliten par excellence, mit seiner Vergötterung des bedruckten Papiers, mit seinem tiefen Glauben an die voraussetzungslose Wissenschaft, die bei diesen Leuten die natürlichen Instinkte und Gelassenheiten ersetzt“ (S. 46). Als er sie dann Jahre später in Heidelberg wiedertrifft, verspricht er ihr die Ehe und überschüttet sie mit Geschenken, so dass in Vera „das Eis der israelitischen Intelligenz schmolz und das entzückende Weibchen hervortrat, in seiner ganzen holden Fremdartigkeit und mit der bedingungslosen Hingabe an den Mann, der diesem Stamme eignet“ (S. 59).

Und jetzt? Was wird jetzt, sollte er Amelie die Wahrheit gestehen, aus der Ehe und dem gesicherten Leben? Leon bestreitet in Gedanken die Vaterschaft, pater semper incertus, kennt man ja, und ertappt sich doch gleichzeitig im Bewusstsein seiner Verantwortung. In diesem Zwiespalt plädiert er, „sich gänzlich untreu gewor-

den“, im Amt für einen jüdischen Medizinprofessor und setzt damit kurzzeitig Ruf und Karriere aufs Spiel. Niemanden wird überraschen, dass sich die Komplikationen, kaum dass sie eine Bedrohung darstellten, wie von selbst entwirren. Vera befindet sich auf der Flucht nach Montevideo, der im Brief erwähnte Junge ist der Sohn einer Freundin, während das eigene Kind, das es eben doch gab, längst verstorben ist; darüber hatte Vera Leon in dem Brief, den er zerriss, informieren wollen. Und Leon ist nach einem kurzen Ausbruch von Scham und Reue sofort wieder der alte, warum auch nicht, wenn sich alles „so vortrefflich gelöst“ hat, da sollte doch auch ein jüdischer Professor nicht im Weg stehen.

Franz Werfel entfaltet auf ca. 150 Seiten die beklemmende Studie eines egozentrischen Emporkömmlings in einer Gesellschaft, die, zwei Jahre vor dem „Anschluss“ an das Hitler-Reich, dessen Antisemitismus bereits verfallen ist. Wie die wenigen Zitate wohl zeigten, gestaltet er die Erzählung mit ironischer Schärfe, mit entlarvendem Sarkasmus. Dabei fasziniert eine Sprache voller Delikatessen, jedes Bild, jede Metapher pointiert, wenn etwa das Ehepaar am „Katzentisch der Kinderlosigkeit“ sitzt, der „Wolkentag“, an dem sich die Handlung vollzieht, „nass und schlapp auf Halbmast hängt“, die Minister in der Wiener Kanzlei ängstlich ihres Amtes walten, „luftschnappende Schwimmer zumeist, die sich verzweifelt an die Planken der Macht klammern“. Das garantiert ein außergewöhnliches Lesevergnügen, über dem doch keineswegs die textimmanente Botschaft vergessen werden darf. Zumal, wenn auch das Briefeschreiben mit blaßblauer Tinte in Vergessenheit geraten ist, opportunistische Spießherren mit mehr oder weniger offenkundigem Rassismus weiterhin ihren Platz in der Gesellschaft beanspruchen.

Franz Werfel, Eine blaßblaue Frauenschrift. Novelle. Insel Verlag Berlin / Insel taschenbuch

Reinildis Hartmann





„Kein Zeuge darf überleben.“

Eine Gedenkstättenreise nach Ruanda (April/Mai 2025)

Der Arbeitskreis der Gedenkstätten und Erinnerungsorte in Nordrhein-Westfalen hat bisher in Kooperation mit oder durch Förderung der Landeszentrale für politische Bildung drei Delegationsreisen unternommen: 2014 nach Israel, 2017 nach Polen und 2019 nach Griechenland. Das Ziel war immer, sich über die jeweils dort geübte Erinnerungskultur zu informieren und in einen Austausch

mit den Kolleg*innen vor Ort zu kommen. Alle drei Länder sind mit der deutschen Geschichte und den Verbrechen während der NS-Zeit verwoben.

Angeregt durch die aktuellen und zuweilen lebhaften Debatten über das (post-)koloniale Erbe und seinen Stellenwert in der Gedenkkultur Deutschlands, hat der Arbeitskreis mittlerweile damit be-

gonnen, sich verstärkt mit dem Thema „Kolonialismus“ auseinanderzusetzen.

Ohne das koloniale Erbe Deutschlands und Europas ist der heutige Rassismus, vor allem jener gegen Schwarze Menschen, nicht zu verstehen. Kolonialismus und Rassismus sind miteinander verwoben. Diese Verbindung wurde in Deutschland lange verdrängt, erst seit



Die Delegation mit der „Light-Group“, gemischt aus Überlebenden und ehemaligen Täter*innen des Genozids, die gemeinsam für Verarbeitung und Annäherung eintreten.

© privat

Kurzem rückt ins Bewusstsein, wie weit die kolonialen Traditionen auch heute noch die deutsche Gesellschaft beeinflussen. Was ist von der Kritik zu halten, dass sich die deutsche Gedenkkultur weigere, andere Groß- und Staatsverbrechen, die im Zusammenhang der kolonial-imperialistischen Ambitionen stehen, wahrzunehmen? Was bedeutet dies für die Gedenkstätten und insbe-

sondere für die dezentrale nordrhein-westfälische Gedenkstättenlandschaft?

Ungerechte Sozial- und Herrschaftsstruktur

Diese Fragen waren die ersten Impulse, an eine Delegationsreise nach Ruanda zu denken. Ruanda gehörte zu den deutschen Kolonien in Afrika: 1885 wurde das

Königreich Ruanda auf der sogenannten „Kongo-Konferenz“ der neuen Kolonie „Deutsch-Ostafrika“ zugeschlagen und blieb bis zum Ersten Weltkrieg unter deutscher Kolonialherrschaft. Zwangsarbeit war dabei ein wichtiger Aspekt der Kolonialherrschaft. 1916 marschierten belgische Truppen von Kongo aus nach Kigali. Nachdem Deutschland 1919 im Vertrag von Versailles auf seine Kolonien verzichten musste, wurde Ruanda dem Völkerbund übertragen, der das Verwaltungsmandat an Belgien weitergab. 1962 wurde Ruanda unabhängig.

Ruanda ist für den Arbeitskreis aber auch aus einem zweiten Grund von allergrößtem Interesse für die Gedenkstättenarbeit in Deutschland: Im Völkermord der Hutu an den Tutsi vom April bis Juli 1994 entlud sich ein Konflikt, dessen gesellschaftliche und politische Wurzeln auf die deutsche und später belgische Kolonialherrschaft zurückgingen. Die von den Kolonialmächten rassistisch begründete Ungleichbehandlung erzeugte Spannungen zwischen der dominierenden Tutsi-



Tafel auf dem Gelände der Nyange School, die 1997, drei Jahre nach dem Genozid, erneut von einer Hutu Miliz überfallen wurde. Sechs Jugendliche wurden bei dem Überfall ermordet. An diesem Tag hatte die Klassengemeinschaft sich geweigert, den rassistischen Vorgaben der Terroristen zu folgen und Mitschüler*innen als Tutsi zu identifizieren.

© privat



Dr. John Wesley Kabango, Leiter der Region Afrika der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) in Wuppertal, und Pfarrerin Dr. Julie Kandema, Vize-Präsidentin der ruandischen EPR, gemeinsam mit Mitgliedern der Delegation im Gespräch mit dem ruandischen Bildungsminister.

© privat

Der Genozid und seine Folgen

Auf seiner Reise hat sich der Arbeitskreis sowohl mit der deutschen Kolonialgeschichte in Ruanda als auch mit dem Genozid und seinen Folgen befasst und die Stätten der Verbrechen und der Versöhnung aus der Zeit vor 30 Jahren besucht. Die Teilnehmenden der Reise haben an verschiedenen Gedenkveranstaltungen und Gottesdiensten teilgenommen, Zeitzeug*innen des Völkermords angehört und befragt, mit den Vertreter*innen relevanter Ministerien gesprochen, die deutsche Botschafterin in der Hauptstadt Kigali aufgesucht und einige Projekte kennengelernt, die der Versöhnung und Einheit der Bevölkerung dienen.

Die Reise fand in enger und vertrauensvoller Zusammenarbeit mit Herrn Dr. John Wesley Kabango statt, Leiter der Region Afrika der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) in Wuppertal. Er und seine Frau, die die Gruppe ebenfalls begleitet hat, stammen selbst aus Ruanda und sind Überlebende des Völkermords. Durch seine beruflichen Beziehungen konnte Dr. Kabango auf ein umfangreiches Netzwerk in Ruanda zurückgreifen. Die Kirchen nehmen in der Erinnerungs- und Versöhnungsarbeit in Ruanda einen besonderen Stellenwert ein: Viele der Gedenkstätten befinden sich in Kirchen, in denen die Tutsi Zuflucht gesucht hatten, die sich aber in der Regel als Falle erwiesen. Auch in den Kirchen wurden Tausende Tutsi getötet.

Diese wohl sehr ungewöhnliche „Dienstreise“ hat den Teilnehmenden einen persönlichen Einblick in die Gedenkkultur eines Landes gegeben, in dem der Genozid erst 30 Jahre vorbei ist, in dem jedes Stück Boden blutig kontaminiert ist, von einem Verbrechen, das an Grausamkeit keine Grenzen kannte, eines Landes, in dem niemand lebt, der*die nicht in irgendeiner Weise – ob als Opfer, ob als Mörder*in – familiär betroffen ist.

Dass diese Reise viele angebliche Gewissheiten ins Wanken gebracht und uns mit schwierigen, bis heute unbeantworteten Fragen nach Hause entlassen hat, beschäftigt uns immer noch.

Ulrike Schrader

Minderheit und der unterdrückten Hutu-Mehrheit. (Die dritte Bevölkerungsgruppe Twa spielte keine größere Rolle.) Die deutschen Kolonialherren konstruierten eine ungerechte Sozial- und Herrschaftsstruktur, die sie ethnizistisch begründeten und in ihr koloniales Herrschaftssystem einbanden. Diese rassistische Ungleichheit wurde von den belgischen Kolonialherrschern nach dem Ersten Weltkrieg verstärkt, indem sie die vermeintlich ethnische Zugehörigkeit der Bevölkerungsgruppen in neu eingeführte Ausweispapiere eintrugen und dadurch festschrieben. Seit den 1950er Jahren kam es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen über die Vorherrschaft im Land, die sich auch nach der Unabhängigkeit Ruandas fortsetzten. Seitdem wurde Ruanda von einer Hutu-Regierung geführt, die die Tutsi zunehmend unterdrückten und verfolgten. Im Jahr 1994 eskalierte der Konflikt. Vom 7. April an bis Mitte Juli 1994 ermordeten Angehörige der

Hutu-Mehrheit etwa 75% der in Ruanda lebenden Tutsi-Minderheit sowie Hutu, die sich dem Völkermord widersetzen. Mehr als 800.000 Menschen kamen in diesen beinahe 100 Tagen um, zum Teil in kaum zu beschreibender Grausamkeit und skandalöserweise weitgehend ignoriert von der Weltöffentlichkeit.

Ruanda wurde in den folgenden Jahren für seine besondere juristische Aufarbeitung der Verbrechen durch die sogenannten Gacaca-Gerichte (traditionelle Gemeindeggerichte) auf regionaler Ebene bekannt und ebenso für seine einzigartige Versöhnungspolitik und das Gedenken, das sich alljährlich auf die 100 Tage des Völkermordes erstreckt (kwibuka). Nach dem Völkermord entstanden in ganz Ruanda eine Reihe von Gedenkstätten und Mahnmalen, meist an den Orten von Massengräbern oder an den historischen Orten, an denen Hunderte oder Tausende Menschen zu Tode gekommen waren.

20. November 1945 – Beginn der Nürnberger Prozesse

Vor 80 Jahren und nur ein halbes Jahr nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges begann am 20. November 1945 im Nürnberger Justizpalast einer der bedeutendsten Strafprozesse der Geschichte.

Die Wahl des Ortes war dabei keineswegs willkürlich, sondern Nürnberg hatte als Stadt der Reichsparteitage eine besondere symbolische Bedeutung für das NS-Regime und der weitgehend unzerstört gebliebene Justizpalast verfügte über ein abgeschlossenes Gefängnis.

Im sogenannten Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher waren 24 Angeklagte vorgesehen, tatsächlich vor Gericht standen jedoch nur 22 Personen, da einer der Angeklagten noch vor Prozessbeginn Suizid begangen hatte und ein weiterer als verhandlungsunfähig galt.

Vor dem Internationalen Militärgerichtshof, der aus Richtern der vier Siegermächte USA, Sowjetunion, Großbritannien und Frankreich zusammengesetzt war, mussten sich führende Vertreter des NS-Regimes verantworten, darunter der Oberbefehlshaber der Luftwaffe Hermann Göring, der Reichsminister des Auswärtigen Joachim von Ribbentrop und der Reichsjugendführer der NSDAP Baldur von Schirach.

Ziel dieses ersten Nürnberger Prozesses war es, erstmals systematisch die vier Anklagepunkte Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Angriffskrieg sowie Verschöpfung zum Angriffskrieg oder zu anderen Verbrechen juristisch zu definieren und strafrechtlich zu verfolgen. Darüber hinaus sollten die nationalsozialistischen Verbrechen umfassend dokumentiert und die Weltöffentlichkeit über deren Ausmaße informiert werden, wodurch der Prozess zu einem internationalen Medienereignis wurde.

Am 1. Oktober 1946 endete das Verfahren mit der Verkündung der Urteile: Zwölf Angeklagte wurden zum Tode verurteilt, drei erhielten lebenslange und vier langjährige Freiheitsstrafen, drei Angeklagte wurden freigesprochen.

In der Folge fanden zwischen dem 9. Dezember 1946 und dem 14. April 1949 zwölf sogenannte Nürnberger Nachfolgeprozesse gegen Ärzte, Juristen, Industrielle, SS- und Polizeiführer, Militärs, Minister, Beamte und Diplomaten vor US-amerikanischen Militärtribunalen statt. Insgesamt wurden 185 Personen angeklagt und 142 verurteilt, davon 24 zum Tode, 20 zu lebenslanger Haft und 98 zu kürzeren Freiheitsstrafen. Zahlreiche Strafen wurden später jedoch herabgesetzt.

Die Reaktionen auf die Nürnberger Prozesse fielen gemischt aus: Einerseits wurde begrüßt, dass die Verantwortlichen für ihre Taten zur Rechenschaft gezogen wurden und die Verfahren wesentlich zur Aufklärung von NS-

Verbrechen beitrugen, andererseits galten die Auswahl der Angeklagten als unvollständig und manche Strafmaße als zu mild. Zudem war immer wieder vom Vorwurf der Siegerjustiz durch die Alliierten die Rede.

Trotz der Kritik legten die Nürnberger Prozesse die Grundlage für die 1950 im Auftrag der Vereinten Nationen von der Völkerrechtskommission formulierten Nürnberger Prinzipien. Diese Prinzipien definieren unter anderem, dass „jede Person, welche ein völkerrechtliches Verbrechen begeht, [...] hierfür strafrechtlich verantwortlich [ist]“ und dass es für einen Kernbestand an Verbrechen keine Immunität mehr geben sollte, auch nicht im Falle anderslautender nationaler Gesetze oder beim Innehaben eines Staatsamtes. Die Nürnberger Prozesse leiteten somit nicht nur eine Weiterentwicklung des Völkerrechts ein, sondern auch der internationalen Strafgerichtsbarkeit.

Christina Schröder



Nürnberger Prozessverhandlungssaal

© Bundesarchiv, Bild 183-H27798

Margarete Holzer (1889 - 1958)

Eine wegweisende jüdische Pädagogin und Sozialfürsorgerin in Dortmund

Am 31. Januar 1952 gründete sich der Frauenverein der jüdischen Nachkriegsgemeinde Groß-Dortmund. Für die damalige Zeit war dies ein Novum: Nicht nur, dass wieder eine jüdische Gemeinde nach 1945 im Aufbau begriffen war, durch die Gründung gelang es den nahezu 70 weiblichen Mitgliedern, nachhaltigen Einfluss in den damals durchaus sehr patriarchal geführten Gemeinden zu gewinnen und vor allem neue Grundlagen auf dem Feld jüdischer Sozialfürsorge zu setzen.

Treibende Kraft hinter der Gründung des jüdischen Frauenvereins Dortmund war Margarete Holzer, die den Verein von 1952 bis 1958 als Erste Vorsitzende leitete und damit wegweisende religiöse und soziokulturelle Wiederaufbauarbeit im Landesverband jüdischer Gemeinden von Westfalen leistete.

Geboren am 18. April 1889 in Grätz (Posen), wuchs Margarete Holzer als Margarete Cohn in einer angesehenen jüdisch-orthodoxen Familie in Breslau auf und studierte nach dem Besuch des Breslauer Lehrerinnenseminars Philosophie, um anschließend an der konservativen Religionsunterrichtsanstalt der Synagogengemeinde Breslau zu unterrichten. Gleichzeitig gab sie am städtischen Lyzeum Deutschunterricht.

Nach der Heirat mit Paul Holzer (1892-1975) im Jahr 1923 übernahm sie das Amt der Religionslehrerin an der Dammtor-Synagoge in Hamburg, wo ihr Mann das Amt des Rabbiners ausübte. Die Gemeinde zeichnete sich durch einen gemäßigt konservativen Mittelweg zwischen liberaler und orthodoxer Glaubenspraxis aus.

Parallel zum Religionsunterricht widmete sich Margarete Holzer der jüdischen Sozialarbeit und engagierte sich in zahlreichen Ausschüssen und Organisationen der Gemeinde. Früh zeigte sich dabei ihr soziales Sendungsbewusstsein, indem



sie sich für die mittellosen und in der Zeit des Nationalsozialismus bedrängten und verfolgten Gemeindemitglieder einsetzte. Die Ehe mit Paul war eine Gemeinschaft auf Augenhöhe und gleicher Überzeugungen: Paul Holzer war ebenso sozial engagiert und betätigte sich vor allem in der Jugendarbeit und der seelsorgerischen Betreuung jüdischer Häftlinge. Margarete und Paul Holzer gehörten zu den letzten Gemeindemitgliedern, die 1939 noch aus Deutschland nach England emigrieren konnten.

Als 1950 der Ruf an Rabbiner Holzer erging, sich am Wiederaufbau jüdischen Lebens in Deutschland zu beteiligen, zogen Margarete und Paul Holzer nach Dortmund. In der jüdischen Gemeinde erteilte sie Religionsunterricht, gründete einen Kreis für Bibelkunde und setzte sich gemeinsam mit Else Isaak, Erna Poortje und Charlotte Temming im Vorstand des Frauenvereins für die Belange der jüdischen Frauen im Landesverband Westfalen ein.

Ihr Engagement verhalf der Gemeinde zu neuer kultureller Blüte und unter ihrer Leitung verstand es der Verein, monatli-

che Zusammenkünfte und ein vielfältiges Programm auf die Beine zu stellen, das sich besonders an den Interessen der Frauen der Gemeinde ausrichtete: Ob Pessach- oder Chanukkafeiern, Vortragsabende über die Geschichte der Frauenbewegung oder zur Geschichte Israels, zur Rolle der jüdischen Frau in der Diaspora, Literatur- und Nähzirkel oder organisierte Busausflüge zu Sehenswürdigkeiten in Westfalen. Die Arbeit des Vereins vermittelte nach den Jahren der Verfolgung, des Verlustes und der Entbehrenungen neue Perspektiven, Zuversicht und Zusammengehörigkeit.

Neben der Kulturarbeit wurde die jüdische Sozialarbeit in der Gemeinde für Margarete Holzer und den Verein zum wichtigsten Betätigungsfeld. Hervorzuheben ist dabei besonders das Verdienst für die benachteiligten Menschen der Gemeinde, sei es für ältere und kranke Gemeindemitglieder, in der Beerdigungsgemeinschaft, der Chewra Kadischa, bei der Unterstützung Alleinerziehender, in der Unterstützung von Kindern und Jugendlichen aus mittellosen Familien oder bei der Integration Geflüchteter aus der DDR. Durch großangelegte

Spendensammlungen gelang es dem Verein etwa die Kinderbescherungen der jährlichen Chanukkafeiern zu finanzieren, Winterbeihilfen zu organisieren oder bedürftigen Kindern genähte Kleidung zu stiften und Lernmaterial zu bezahlen.

Unter maßgeblicher Beteiligung des Frauenvereins wurde den Kindern der Gemeinde ab Mitte der 1950er Jahre auch die Teilnahme an der jährlichen Ferienverschickung in das Henrietta-Szold-Heim in Wembach ermöglicht. Damit wurde jüdischen Kinder aus der Stadt Erholung „im Grünen“ zugänglich, sie konnten sommerliche Ferienprogramme mit Gleichaltrigen aus anderen Gemeinden erleben. Dank persönlich guter Vernetzung des Vereinsvorstandes mit damaligen Persönlichkeiten in Politik und Gesellschaft, etwa mit der

Bundestagsabgeordneten Jeanette Wolff (1888–1976) oder der Herausgeberin Lili Marx (1921-2004), bestanden zudem einflussreiche Kontakte, um Projekte umsetzen zu können.

Während ihres intensiven Wirkens in der Dortmunder Gemeinde stärkte Margarete Holzer durch ihre Überzeugung und Tatkraft das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Gemeinde nachhaltig, entschied sich jedoch 1958 mit ihrem Ehemann zurück nach London zu gehen. Ihr Weggang hinterließ eine Lücke im Gemeindeleben, die nur schwer geschlossen werden konnte. Für die verbliebenen Mitglieder war ihre Tatkraft aber auch Ansporn ihr Werk fortzusetzen.

Viel Zeit war Margarete Holzer für ihren Lebensabend jedoch nicht vergönnt.

Sie starb am 22. Dezember 1959 in ihrem 70. Lebensjahr nach schwerer Krankheit. Stets ihrem großen Vorbild Bertha Pappenheim (1859-1936) verpflichtet, legte sie für den Frauenverein in der Dortmunder Gemeinde die sozialfürsorgerische Grundlage und wurde selbst zu einem Vorbild für die vielen engagierten Frauen im Lokalen. Davon zeugt nicht zuletzt der Nachruf des jüdischen Frauenvereins Groß-Dortmund, der im Dezember 1959 in der „Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland“ im Gedenken an sie erschien: „Es ist für uns eine hohe Verpflichtung, ihre Aufbauarbeit weiterzuführen in edler Menschlichkeit und tiefer Religiosität. Wir gedenken unseres Vorbildes in stiller Ehrfurcht.“

Sebastian Braun

Impressum

- Herausgeber:** Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V., Dorsten
- Redaktion:** Sebastian Braun, Vanessa Eisenhardt, Mareike Fiedler, Anja Mausbach, Dr. Kathrin Pieren (verantwortlich im Sinne des Presserechts), Christina Schröder, Ayleen Winkler
- Anschrift:** Schalom, Jüdisches Museum Westfalen, Julius-Ambrunn-Straße 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de
- Email:** info@jmw-dorsten.de
- Erscheinungsweise:** zweimal jährlich im Eigenverlag
- Design:** Agentur 31M, Essen
- Satz / Layout:** Peter Damm, Dorsten
- Förderer:** *Schalom* wird gedruckt mit freundlicher Unterstützung von Emschergenossenschaft/Lippeverband, Essen/Dortmund.
- Vertrieb:** *Schalom* ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freund*innen und Förder*innen des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können *Schalom* gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.
- Datenschutz:** Mitglieder des Vereins für jüdische Geschichte und Religion erhalten diese Informationen im Rahmen ihrer Mitgliedschaft. Wie für die Abonent*innen gelten hier die Datenschutzregelungen des Vereins, die alle Rechte der Auskunft, des Widerspruchs, der Löschung und Beschwerde umfassen. Vgl.: www.jmw-dorsten.de/datenschutz

Lesetipps aus der Museums-Buchhandlung



FABIO ANDINA Sechzehn Monate

216 S., 25.- €
Rotpunkt Verlag

Fabio Andina erzählt in *Sechzehn Monate* meisterhaft vom Schicksal seiner Großeltern.

5. März 1944: In Cremenaga, einem kleinen Dorf an der italienisch-schweizerischen Grenze, wird der Schreiner Giuseppe Vaglio von der SS verhaftet. Er hat Juden*Jü-

dinnen und verletzten Partisan*innen geholfen, den Grenzfluss Tresa zu überqueren und sich in die Schweiz zu retten.

Am 6. Juli 1945, sechzehn Monate nach seiner Verhaftung, kehrt Giuseppe zurück: verwundet, abgemagert, auf einem Ohr taub. Bis an sein Lebensende schweigt Giuseppe – er ist der Großvater von Fabio Andina – über das, was er erlebt hat.

Im Roman *Sechzehn Monate* zeichnet Andina das Bild einer Dorfgemeinschaft, die in Kriegszeiten zusammenhält, obwohl der Faschismus einzelne Dorfbewohner*innen vergiftet. Er porträtiert Giuseppe's Frau, die fromme Concetta, die versucht, ihre zwei Kinder nie spüren zu lassen, wie verzweifelt sie ist.



DAVIDE COPPO Der Morgen gehört uns

240 S., 17,99 €
Kjona Verlag

»Bei mir fing es mit Liebe an. Der Hass kam später.« Die Worte legt Davide Coppo seinem Erzähler in den Mund.

In diesem Sommer wird Ettore 18. Mit seinen Eltern, die verlernt

haben, miteinander zu reden, lebt er in einem kleinen Ort bei Mailand. Der einzige Mensch, dem er sich anvertraut, ist seine Großmutter Elsa. Das ändert sich, als er die Schule wechselt. Dort lernt er den charismatischen Giulio kennen, der ihn in den Kreis der Federazione, einer faschistischen Jugendorganisation, aufnimmt. Gemeinsam gehen sie zum Demonstrieren auf die Straße und wirken an etwas Großem, Gerechtem mit, wie Ettore denkt. Als es zu einer gewalttätigen Auseinandersetzung mit der Gegenseite kommt, ist er wie elektrisiert. Und verheimlicht Elsa erstmals etwas. Aus Angst, dass der Weg, den andere für falsch halten, für ihn der einzig richtige sein könnte. Atmosphärisch und schmerzhaft gegenwärtig erzählt Davide Coppo von einer gefährlichen Anziehung und seiner eigenen Vergangenheit.



MAX GROSS Das vergessene Shtetl

400 S., 25.- €
Katapult Verlag

Was wäre, wenn es ein Shtetl gäbe, das vom Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust verschont geblieben ist?

Kreskol liegt tief im polnischen Urwald und blieb jahrzehntelang unberührt und unverändert – ohne Autos, Strom, Sanitäranlagen und Internet. Doch dann gerät ein Ehepaar außer Kontrolle:

Pescha Lindauer verlässt ihren Mann und verschwindet plötzlich. Die Ältesten schicken den Außenseiter Jankel Lewinkopf los, um sie zu finden. Jankel begegnet der Schönheit und den Schrecken der modernen Welt – und wird zuerst für verrückt gehalten. Als die Wahrheit ans Licht kommt, sorgen seine Geschichte und die Existenz von Kreskol landesweit für Schlagzeilen. Und die Stadt stürzt schlagartig ins 21. Jahrhundert.

Aus dem amerikanischen Englisch von Daniel Beskos.



KARIN HARTEWIG

Der Stil des Hauses. Kekse, Kunst und Kultur des Hauses Bahlsen

503 S., 32,- €

Leipziger Universitäts-Verlag

Alles begann mit einem Gebäckstück. Es hatte eine charakteristische Form, einen gelehrten deutschen

Namen, eine unaussprechliche englische Bezeichnung und es war von französischer Abstammung: Die Rede ist vom „Leibniz Cakes“ – die Zeitgenoss*innen sagten zunächst [kakes] – mit seinen 52 Zähnen, links des Rheins bekannt als „petit beurre“, weil nur „gute Butter“ verwendet wurde.

Und was hatten neue Verpackungen und die Idee der „totalen Reklame“ mit dem Erfolg zu tun? Wie kam es, dass der Markenhersteller besonders hohe Maßstäbe an die künstlerische Gestaltung seiner Packun-

gen, Keksdosen und Plakate anlegte, auf dem Feld der stilvollen Prestigewerbung alle Register zog und sogar die Architektur seiner Industriebauten und Musterläden in den Dienst der Werbung stellte?

Was wurde in den zwanziger Jahren aus dem stilvollen Konsum, der Verlockung des Nationalen und der Liebe zum Expressionismus? Mit welchen Strategien manövrierte sich Bahlsen durch die Jahre der braunen Diktatur und durch den Zweiten Weltkrieg? Wie sah das Design jener Zeit aus? Welche Wege schlug das Unternehmen ein, um die ideologisch imprägnierte „Betriebsgemeinschaft“ zu stärken und wer gehörte an den Standorten Hannover und zuletzt auch Kyjiw und Gera überhaupt dazu?



THOMAS NAGEL

Moralische Gefühle, moralische Wirklichkeit, moralischer Fortschritt

111 S., 23,- €

Suhrkamp

Gibt es von uns Menschen und unseren Gefühlen unabhängige

moralische Wahrheiten? Können wir sie erkennen? Und gibt es in der Menschheitsgeschichte einen moralischen Fortschritt hin zu diesen Wahrheiten? Das sind die großen Fragen, denen sich der weltberühmte amerikanische Philosoph Thomas Nagel in seinem neuen Buch widmet.

Nagel setzt sich mit aktuellen Forschungen der Moralpsychologie, der Kognitionswissenschaft und der Evolutionären Psychologie auseinander, die unseren Zugang zu moralischem Wissen sowie die Rolle, die Gefühle dabei spielen, empirisch untersuchen. Solche subjektivistischen und reduktionistischen Darstellungen der Moral können ihn jedoch nicht überzeugen – eine Alternative bietet der moralische Realismus. Dieser sieht sich allerdings mit dem historischen Wandel der Moral konfrontiert, die nicht die zeitlose Gültigkeit wissenschaftlicher Wahrheiten besitzt. Vielmehr sind moralische Wahrheiten auf ganz spezifische Weise mit historischen Entwicklungen verknüpft, wie Nagel in diesem ebenso konzisen wie tiefeschürfenden Buch zeigt.



UTE KRÖGER

„Viele sind sehr sehr gut zu mir“. Else Lasker-Schüler in Zürich 1917-1939

272 S., 34,80 €

Limmat Verlag

Erstmals beleuchtet Ute Kröger auch die wenig bekannten frühen Aufenthalte der Dichterin in Zürich von 1917–1927.

1917 wird ihr Sohn Paul volljährig, sie hat Angst um ihn, denn Franz Marc und viele ihrer Freunde sind im Krieg gefallen. Der Kilchberger Arzt Hans Huber bewahrt ihn mit Attesten vor der Einberufung. Tatsächlich ist er krank, und bis zu seinem Todesjahr 1927 sind Paul und Else Lasker-Schüler immer wieder in Zürich. Hier knüpft sie ein Netz aus Beziehungen in die Kulturszene und zu „Großkapitalisten“, die ihr helfen.

1933 kann sie an dieses Netz anknüpfen, als sie nach Zürich ins Exil geht – sie erinnert sich an eine Einladung von Eduard Korrodi, dem Feuilletonchef der NZZ. Die vielen Freund*innen und Verehrer*innen sichern ihre Existenz und stehen ihr bei gegen die Fremdenpolizei, die sie mit befristeten Aufenthaltsgenehmigungen gängelt und die sie umgekehrt zur Verzweiflung bringt, da sie sich an keine Fristen und Auflagen hält und mehrmals ihr Geburtsdatum ändert. Am Ende verunmöglicht der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges schließlich ihre Rückkehr aus Jerusalem nach Zürich.

Schlaglichter

JÜDISCHE KULTURTAGE RHEIN-RUHR

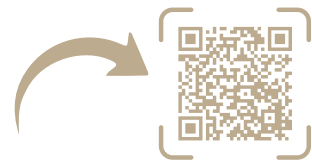
Das diesjährige, vom Landesverband der jüdischen Gemeinden von Nordrhein initiierte, Kunst- und Kulturfestival zeichnete sich durch mehr als 75 Veranstaltungen aus. Das Museumsteam war an drei Events beteiligt.

Dr. Kathrin Pieren sprach mit Philipp Peyman Engel, Chefredakteur der Jüdischen Allgemeinen, über das Thema Jüdische Presse heute und sein Buch „Deutsche Lebenslügen. Der Antisemitismus wieder und immer noch“ im Bürgerhaus Benrath. Zum Lernnachmittag im Landesarchiv NRW in Duisburg steuerte das Vermittlungsteam einen Workshop für Kinder bei. Spielerisch näherten sich die Kinder jüdischem Leben, seiner Kultur und Traditionen. Und bei dem muslimisch-jüdischen Kochkurs „Shakshuka und weitere Köstlichkeiten“ in der Familienbildungsstätte Dorsten konnten alle Teilnehmenden es sich nach getaner Arbeit schmecken lassen.

ERFOLGREICHE PRÄSENTATION DES EVALUATIONSBERICHTS ZU DEN POLIZEISEMINAREN

Im Juli stellten wir den Evaluationsbericht unserer Weiterbildungsseminare zum Thema Antisemitismus für Angehörige der Polizei vor. An dem Termin nahm neben Dorstens Bürgermeister Tobias Stockhoff auch die Polizeipräsidentin des Kreises Recklinghausen Friederike Zurhausen teil. Zahlreiche Polizeibeamt*innen aus ganz NRW sowie Lehrpersonen und Kolleg*innen aus Gedenkstätten interessierten sich für die Ergebnisse der evaluierten

Seminare. Die Handlungsempfehlungen aus dem Bericht sind bereits in die Weiterentwicklung des Angebots eingeflossen. Das Seminar kann gebucht werden unter: lernen@jmw-dorsten.de.



Die Teilnehmer*innen kamen aus ganz NRW zur Präsentation unseres Evaluationsberichtes.

© JMW

SCHWESTER JOHANNA EICHMANN ZUM HUNDERTSTEN

Am 24. Februar 2026 wäre Schwester Johanna Eichmann (Foto), die Gründerin und erste ehrenamtliche Leiterin des Jüdischen Museums Westfalen, 100 Jahre alt geworden. Gemeinsam mit dem Gymnasium St. Ursula, dem Ursulinenorden und der Stadt Dorsten nimmt das Jüdische Museum den Jahrestag zum Anlass mehrerer Veranstaltungen. Am 24. Februar ist ein Kolloquium für Lehrkräfte zum Thema Demokratiebildung und Bildungsgerechtigkeit im Museum geplant. Abends werden in der Kirche St. Ursula Weggefährte*innen aus verschiedenen Wirkungskreisen zu ihren Erinnerungen an Schwester Johanna befragt.

Am Sonntag, 1. März, folgt eine Veranstaltung zu einem Thema, das Schwester Johanna Eichmann persönlich betraf und auf das sie gegen Ende ihres Lebens ihr Forschungsinteresse richtete: die sogenannten Mischehen während des Nationalsozialismus. Dr. Volker Knöppel (Naumburg-Elbenberg) trägt seine Forschungsergebnisse zum Konzentrationslager in Elben in Hessen vor, wohin jüdische Frauen aus Mischehen deportiert wurden, unter ihnen auch Johanna



Eichmanns jüdische Mutter Martha Eichmann. Anschließend spricht Dr. Michaela Raggam-Blesch (Institut für Zeitgeschichte München) über „Prekäres Überleben. „Mischehenfamilien“ im NS-Regime am Beispiel von Wien“.

Eine kleine Ausstellung zu Johanna Eichmann, welche von den Schüler*innen des

St. Ursula Gymnasiums mit Unterstützung unserer Kuratorin Ayleen Winkler erarbeitet wird, bietet Anknüpfungspunkte für Gespräche und Erinnerungen.

BESUCH DER ANTISEMITISMUS- BEAUFTRAGEN SYLVIA LÖHRMANN

Im Juli besuchte die 2024 ins Amt berufene Beauftragte des Landes Nordrhein-Westfalen für die Bekämpfung des Antisemitismus, für jüdisches Leben und Erinnerungskultur Sylvia Löhrmann das Jüdische Museum Westfalen.

Sie begleitete eine Führung und einen Workshop mit der sechsten Klasse der Joseph-Hennewig-Hauptschule aus Haltern am See. Während des Rundgangs zeigte sich Frau Löhrmann beeindruckt von der Themenvielfalt in der Dauerausstellung und der lebendigen Interaktion mit den Schüler*innen. Das Museum dankte Frau Löhrmann für den Besuch und die Anerkennung der geleisteten Arbeit. Der Austausch soll fortgeführt werden.

MÖCHTEN SIE MEHR WISSEN?

Wenn Sie unser Museum gerne in Ihrem eigenen Tempo besuchen und nicht an einer öffentlichen Führung teilnehmen möchten, so ist unser digitaler Museumsguide vielleicht etwas für Sie. Er enthält gefilmte Kurzführungen zu den Highlights der Dauerausstellung und einen Audioguide mit historischen Hintergrundinformationen, literarischen Texten und Erinnerungen zu vielen Objekten und Themen.



Seit diesem Jahr neu gibt es auch eine eigene Audiospur für Kinder. Die Beiträge wurden von Kindern der Don Bosco-Förderschule in Lippstadt in einem Inklusionsprojekt entwickelt und selbst eingesprochen. Außerdem gibt es neu eine Spur in leichter Sprache, die im Rahmen desselben Projektes entstand. Wer sich nach dem Besuch eingehender mit den Exponaten auseinandersetzen möchte, kann den Museumsguide auch über unsere Website von zuhause aus verwenden.



Die Antisemitismusbeauftragte (dritte von links) im Kreise der Schüler*innen.

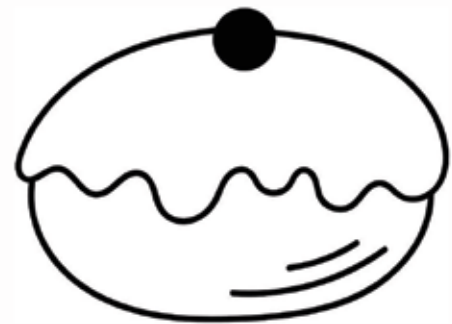
Chanukka



Dreidel



Chanukkaleuchter



Sufganija

zum Ausmalen

Chanukka, auch jüdisches Lichterfest genannt, beginnt in diesem Jahr am 14. Dezember 2025 und endet am 22. Dezember 2025. Nach dem jüdischen Kalender vom 25. Kislew 5786 bis zum 2. Tewet 5786.

Chanukka bedeutet auf hebräisch "Einweihung". Es wird an die Wiedereinweihung des zweiten Tempels in Jerusalem erinnert. Wie durch ein Wunder hat eine kleine Menge Öl für acht Tage ausgereicht, bis man neues, koscheres Öl hergestellt hatte, statt nur für einen Tag. Deshalb feiern Juden*Jüdinnen weltweit das achttägige Chanukkafest. An jedem Abend wird eine Kerze mehr am Chanukkaleuchter angezündet und es werden vor allem Speisen gegessen, die in Öl gebacken werden, wie zum Beispiel Reibekuchen (Latkes) oder Berliner (Sufganijot). Das Dreidelspiel (siehe Foto) ist vor allem bei Kindern sehr beliebt.



In dem rechten Foto haben sich fünf Fehler versteckt.
Kannst du sie alle finden?

